



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Die Revolution in Glacéhandschuhen.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Die Revolution in Glacéhandschuhen.

Herr von der Pfordten hat in seiner neuesten, gegen uns gerichteten Philippika seinen „offenen“ Gegnern, den Helden der Barrikade versprochen, er wolle gegen sie die größte Mäßigung anwenden; gegen die liberalen Heuchler dagegen, die „Wölfe in Schafskleidern“, die „Revolutionärs in Glacéhandschuhen“ — der Freund Sr. Excellenz, Herr Marbach, Censor a. D., hat zu diesen Indicien noch den „Fuchsschwanz“ hinzugesügt — gegen diese werde er unerbittlich sein, er werde sie mit Feuer und Schwert vertilgen.

Wir könnten nun zunächst sagen, daß es nicht schön ist von Herrn v. d. Pfordten, mit alten Freunden, denen er seine Excellenz verdankt, so übel umzugehen. Denn es waren doch wohl die Revolutionärs in Glacéhandschuhen, die ihn vom Leipziger Professor zum sächsischen Minister gemacht haben. Wir könnten ferner sagen, daß es hart ist, eine Partei nach einer äußerlichen Eigenschaft einzelner ihrer Anhänger zu charakterisiren, und sie dadurch bei dem Volk, welches keine Handschuhe trägt, in Mißcredit zu bringen — denn das Wolfsgeßicht, der Fuchsschwanz und der Schafpelz sind doch wohl nur allegorische Bezeichnungen. Ja, wenn wir Repressalien anwenden wollten, so könnten wir weiter gehen, und z. B. die immerhin einflußreiche Classe der Seifensieder für uns gewinnen, indem wir sie auf einzelne der hervorragendsten großdeutschen Agenten aufmerksam machten, und ihnen vorstellten, daß sie bei einem Sieg der großdeutschen Partei brodlos werden müßten.

Wir wollen das nicht thun; wir wollen uns damit begnügen, den k. bayrischen Staatsminister zu fragen, was er eigentlich mit uns vorhat? auf welche Weise er gegen uns „ummäßig“ und „terroristisch“ zu verfahren gedenkt? — Daß er gegen die Emente Mäßigung anzuwenden verspricht, läßt sich begreifen. In Folge richterlicher Entscheidung sitzen viele Demokraten in den Gefängnissen. Diese kann er freilassen. Die demokratische Presse überschreitet mitunter die Bestimmungen des Strafcodex. Diese Ueberschreitungen kann er ignoriren. Das Alles ist verständlich; aber wie will er gegen uns „ummäßig“ sein? da er sich doch

selber bitter darüber beklagt, daß wir keine Barrikaden aufbauen, daß wir unsere Opposition mit heuchlerischer Bosheit in den Schranken des Gesetzes zu halten verstehen. Will er uns ins Gefängniß werfen ohne Urtheil? will er Dragonaden in unser Haus legen, um unserer Gefinnung zu Leibe zu gehen? Ueberall, wo er uns fassen will, bindet ihn die Kette des Gesetzes, und er muß sich damit begnügen — ich will einen naheliegenden Vergleich unterdrücken — uns „unmäßig“ zu schelten.

Es ist doch eigentlich eine sonderbare Zumuthung, die uns von den Vorkämpfern für Thron und Altar mit so großer Leidenschaftlichkeit gestellt wird. Wir sollen eine Emeute machen! Barrikaden bauen! uns Preßvergehen zu Schulden kommen lassen! — Es ist gerade so, als wenn Freund Haynau die Komorner Besatzung aufgefordert hätte, sich auf freiem Felde mit ihm zu schlagen.

Wozu sollen wir Barrikaden aufreichten! Aus einem rein künstlerischen Zweck? — Uns scheint das Pflaster eine angemessenere Bestimmung zu haben, und Equipagen, Mehlsäcke, Tische, Stühle, Schulbänke u. s. w. in reizender Verwirrung durcheinanderzuwerfen, scheint uns mehr romantisch als zweckmäßig. — Warum sollen wir schreiend auf der Straße herumlaufen? So lange uns noch Locale geöffnet sind, wo nicht die Kraft der Lunge, sondern die Gewalt der Gründe entscheidet. Warum sollen wir Emeuten anzetteln? da wir mit den Individuen, die von dieser Beschäftigung Profession machen, nichts gemein haben, und da wir die ersten sind, die von anarchischen Zuständen zu leiden haben.

Wir brauchen keine Barrikaden und keinen Straßentumult, um für unsere Zwecke thätig zu sein. Wir glauben zwar nicht mit Arnold Ruge, daß man Kanonen mit Ideen laden soll, aber wir glauben, daß eine Idee auch ohne Kanonen Propaganda macht; wir glauben es, weil wir es wissen. Wenn Hr. v. d. Pfordten sich davon überzeugen will, so möge er sich einmal in Sachsen umsehen. Noch vor drei Jahren hätte man einen Jeden, der für einen engen Anschluß an Preußen agitirt hätte, für toll erklärt. Heute sind drei Viertel der Gebildeten davon überzeugt, daß auf andere Weise für Sachsen kein Heil zu finden sei. Zuerst waren es nur die „Professoren“, die man anklagte, dann die „Bourgeoisie“, jetzt haben die Koryphäen der Legitimität, die Herren Häye und Marbach, entdeckt, daß auch der größere Theil der „Bureaucratie“ inficirt sei. Aber es fangen auch schon die gebildeten Demokraten an, sich dieser Ueberzeugung zuzuwenden, obgleich sie noch immer nicht unterlassen können, auf Diejenigen zu schelten, die vor ihnen zu Verstande gekommen sind. — Wie aber die Sache in Sachsen steht, wird diese öffentliche Meinung auch auf die Regierung zuletzt einwirken; denn die öffentliche Meinung leitet die Wahlen, und die Wahlen entscheiden über den Geldbeutel des Staats. — Oder der Minister kann auch in dem hartköpfigsten aller deutschen Stämme, dem schwäbischen, nachfühlen, wie die Ideen sich fortpflanzen.

Noch einen zweiten Vorwurf hat uns der Minister gemacht. Die Demokraten

hätten gegen die Throne agitirt ohne einen bestimmten Zweck; wir agitirten zu Gunsten eines bestimmten Thrones. Wir haben eine Absicht bei unserer Agitation! — Das ist allerdings sehr unhöflich von uns, aber es ist in der That so.

Ja wir agitiren zu Gunsten einer Macht, die uns desavouirt, die uns im Stillen ebenso haßt, als uns die Großdeutschen hassen — die Großdeutschen mit und ohne Handschuhen. Wir thun es auch nicht zu Gefallen dieses oder jenes Königs, dieses oder jenes Ministers und es ist daher sehr verkehrt, von Undank, Täuschung u. dgl. zu reden. Wir thun es lediglich für uns. Wir glauben, daß Freiheit, Gesetz, Wohlstand und die höhern Güter des sittlichen Lebens nur in einem souveränen und mächtigen Staat zu erreichen sind, und diesen Staat wollen wir wenigstens unsern Kindern hinterlassen, wenn wir selbst uns seiner nicht mehr erfreuen sollten. — Zur Bildung eines solchen Staats führt aber nur Ein Weg: Absorption der Kleinstaaten durch denjenigen Staat, in welchem die Grundlagen künftiger Größe und Freiheit vorhanden sind, oder anders ausgedrückt, Ausdehnung der Union über ganz Deutschland und allmälige Fortbildung derselben zu einem wirklichen Staat — möge dieser Staat Preußen oder Deutschland heißen, zwei oder drei Farben, oder auch sämtliche Farben des Regenbogens in seinem Wappen führen.

In dieser Ueberzeugung und in diesem Bestreben sind wir fest und unerschütterlich. In unserer Ansicht über die Weisheit oder Thorheit der Herren v. Manteuffel, Radowiz u. s. w. und von der Zweckmäßigkeit Dessen, was sie augenblicklich vorhaben, können wir uns freilich einer solchen Consequenz nicht erfreuen, aus sehr begreiflichen Gründen. Aber wenn wir auch schwanken in unsern einzelnen Bewegungen, wie der Reiter eines ungeteuten Rosses, so stört dieses Schwanken die gerade Richtung des Ganzen keineswegs. Wir wissen, daß Preußen, trotz des übeln Willens und der schiefen Einsicht, die seine Staatsmänner verwirrt, durch eine ebenso unvermeidliche Nothwendigkeit getrieben wird, nach der Trennung von Oestreich und der Hegemonie des übrigen Deutschlands zu streben, als dieses nach der Hegemonie Preußens streben muß. Ja auch Oestreich, trotz seiner Eroberungsgelüste, muß zuletzt dieses Verhältniß für sich selbst als das zweckmäßigste anerkennen. Da die Sache so steht, haben wir nicht Noth, ungeduldig zu werden und dem Laufe der Geschichte vorzugreifen; wir sind nicht pressirt. In Beziehung auf diesen Punkt reicht die stille Propaganda vollkommen aus, und wir thun am besten, uns direct in die nächsten Schritte gar nicht zu mischen. Preußen ist doch zuletzt zu dem ersten Schritte gekommen, der auf die richtige Bahn lenkt; es hat die Unionsbehörde constituirt; der Bruch mit Frankfurt muß und wird darauf folgen, darauf die parlamentarische Ergänzung jener ersten Unions-Anlage, und dann wird es sich seinerseits veranlaßt sehen, mit uns in irgend ein Verhältniß zu treten.

Allein ein anderer Umstand erfordert unsere ganze Wachsamkeit. Weil die

Reaction über das stille, allmälige aber sichere Wachsthum der Idee, die sie vernichten muß, erbittert ist, läßt sie sich zu Schritten verleiten, die jene Pfordtensche „Unmäßigkeit“ möglich machen sollen; sie fängt an, ihrerseits zu revolutioniren. Daß wir diesen Versuchen die ganze Fähigkeit der conservativen Gesinnung, des Rechts und Gesetzes entgegensetzen, versteht sich von selbst, die Mittel dazu sind so einfach, klar und bestimmt, daß wir dabei mit aller Ruhe und Gelassenheit verfahren können. Von dem festen Boden des Rechts ist keine Gewalt im Stande, uns hinwegzudrängen. — Darauf aber haben wir unsere Aufmerksamkeit zu richten, daß in dem Augenblick, wo die Contrerevolution in sich selbst zusammenbricht, die Partei, welche das erschütterte Staatswesen wieder in seine Fugen zu rücken haben wird, vor Allem die allgemeinen Verhältnisse Deutschlands berücksichtigt; daß sie ein vorübergehendes Opfer einzelner Freiheiten dann nicht zu hoch anschlägt, wenn es gilt, jene Einigung möglich zu machen, auf welcher allein die wahre Freiheit des Ganzen gedeihen kann.

Dem wenn es uns gelingt, die Widersprüche, an denen Deutschland krankt, mit Schonung und Besonnenheit zu lösen, so wird später ein gewaltfamer Schnitt nothwendig, und dieser führt zwar auch vielleicht zum Ziel, aber wie alle gewaltfamen Maßregeln, langsamer und schmerzhafter.

Auch in dieser Frage wollen wir also, nach Herrn v. Pfordten's Ausdruck, mit Glacéhandschuhen operiren, und uns nicht mit den tölpelhaften Gefellen verbinden, die zum zweitenmal in ihrem Uebermuth eine gute Sache und ein gutes Spiel verderben würden, wie sie es im Jahre der Versuchung gethan.

R ö m i s c h e Z u s t ä n d e. *)

Die Darstellung der römischen Zustände, verbunden mit einer Geschichte der letzten Jahre, von einem unbefangenen Beobachter, macht einen sehr peinlichen Eindruck. Sie überzeugt uns praktisch von einer Wahrheit, die wir uns theoretisch schon lange festgestellt hatten: daß nämlich die Verwirrung der römischen Angelegenheiten nicht eine Sache des Zufalls ist, deren Schuld wir den Leidenschaften oder dem Irrthum in die Schuhe schieben könnten, daß sie vielmehr in einer bösen Nothwendigkeit beruht.

Die gewaltfame Revolution wird nur durch eine zeitgemäße Reform vermieden. Eine Reform ist in Rom darum unvermeidlich, weil, ganz abgesehen von allen Verfassungsfragen, die Verwaltung unbeschreiblich elend ist, und weil die Kräfte des Volks auf eine sinnlose Weise vergeudet werden.

*) Briefe aus Italien. Von Adolph Helfferich. II., Leipzig, Hinrichs.